

# Prinzipien erfolgreicher Sozialisierung Jugendlicher zu Beginn der neuro-psychologischen Revolution in der Wissenschaft

## Abstract

Die Revolution der Neurowissenschaften lässt uns nun die altbekannten Prinzipien der Erziehung neu deklinieren. Die neuen Methoden offerieren den Eltern, Lehrern und Therapeuten ungleich wirksamere Instrumente für die Erziehung der gefährdeten Kinder liefern, als man sie noch vor zehn Jahren hatte. Die Prinzipien 1. Affektive Bindungen aufbauen, erhalten und stärken 2. Das Kind explorieren und frei spielen lassen 3. Regeln und Ziele setzen, Kontrollen durchführen und Belohnungen geben 4. Geeignete Sanktionen durchsetzen 5. Kindern mit spezielle Bedürfnissen massgeschneiderte Therapien zukommen lassen

Seit vielen Jahrzehnten wissen Fachleute, dass sich gerade die Familien mit den schwierigsten Kindern den Intervention zu entziehen versuchen. Man kommt also um einen gewissen Zwang nicht herum, wenn ein Kind gefährdet ist. Hier zeigt sich die Schwierigkeit, wie man vom wissenschaftlich veralteten und breit widerlegten Dogma «man darf nichts diagnostizieren und gesondert behandeln, um jegliche Ausgrenzung zu verhindern» wekommt, damit in Zukunft weder die «Opfer-» noch die «Täterkinder» von ihrer Familie und der Gesellschaft im Stich gelassen werden.

# Jugendgewalt – Was ist mit den Jugendlichen?

Veranstaltet in Kooperation mit der  
IST Interventionsstelle gegen Häusliche Gewalt  
des Kantons Zürich und  
a+w Aus- und Weiterbildung der Pfarrerinnen und Pfarrer

Referate der Fachtagung



# Prinzipien erfolgreicher Sozialisierung Jugendlicher zu Beginn der neuro-psychologischen Revolution in der Wissenschaft

Henriette Haas

Prof. Dr., Privatdozentin in forensischer Psychologie an der Universität Zürich, eigene Praxis als Psychotherapeutin FSP: [henriette.haas@access.uzh.ch](mailto:henriette.haas@access.uzh.ch)

## Stadien wissenschaftlicher Erkenntnis im Lichte der Demokratisierung

Mein diesjähriger Vortrag handelt von der wissenschaftlichen Revolution, die sich derzeit in der sozialwissenschaftlichen Forschung zum Phänomen der (Jugend-) Gewalt abzeichnet.

Das Ausüben von Gewalt in eigener Legitimation gegen sozial tiefer gestellte Menschen, besonders gegen Frauen und Kinder ist ein archaisches Relikt aus Feudal- und Klassengesellschaften. In solchen Gesellschaften konnte jeder seine aggressiven Triebe gegenüber Menschen mit niedrigerem Status relativ ungehemmt ausleben: Herren schlugen ihre Knechte, Männer schlugen ihre Frauen, Frauen ihre Kinder und die Kinder konnten ihre Wut an jüngeren Kindern und an Tieren ausleben.

Mit der französischen Revolution begann ein Prozess, der solchem Treiben ein Ende setzen will. «Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit» sind die zentralen und einzigartigen Merkmale des zivilisatorischen Fortschritts in der demokratischen Gesellschaft. Die Würde des Menschen und seine Grundrechte auf körperliche und psychische Integrität sind ein universeller moralischer Imperativ geworden. Obwohl die Grundrechte noch bei weitem nicht überall verwirklicht sind, werden sie tendenziell ständig weiter ausgebaut. Umgekehrt werden diejenigen sozialen Orte, wo Gewalt und Unterdrückung irgendwelcher Art erlaubt wären, (glücklicherweise) immer weniger. Die Abkehr von der ungehemmten Aggressionsabfuhr hat aber ihren Preis, indem von den Bürgerinnen und Bürgern der modernen Gesellschaft starke psychische Funktionen verlangt werden (in der Arbeitswelt spricht man von sozialen und organisatorischen Kompetenzen). Ohne eine angemessene Triebkontrolle und eine hohe Frustrationstoleranz, ohne eine gute Beziehungsfähigkeit und ohne intakte Realitätsprüfung, kann man den Alltag in einer immer komplexeren Welt gar nicht bewältigen.

Die Philosophen der Aufklärung realisierten, dass demokratische Gesellschaften nur dann funktionieren können, wenn alle Kinder ohne Ausnahme zu urteilsfähigen Bürgern sozialisiert werden, die Lesen, Schreiben und Rechnen können. Denn nicht bloss das Regieren, auch die Arbeit in Gewerbe, Handel und Industrie erfordern eine gute Schulbildung. Solcherart autonome Individuen entstehen aber erst nach zwanzigjähriger sorgfältiger und liebevoller Erziehung durch ihre Familie (und andere nahe Bezugspersonen) und den demokratischen Staat. Die demokratischen Erziehungs-

Bestrebungen wurden in den Jahrhunderten nach der französischen Revolution mit dem Aufbau vielfältiger pädagogischer, psychologischer und medizinischer Institutionen umgesetzt. In den freisinnig regierten Kantonen wurde um 1830 die obligatorische Schulpflicht eingeführt. Heinrich Zschocke (zit. aus Geschichte der Volksschule, Stadt Zürich 2009) formulierte es 1836 so: Die Volksschule soll den Menschen bilden und zu eigenständigem Denken erziehen: *«Volksbildung ist Volksbefreiung!»* Gegen den erbitterten Widerstand der katholischen Kantone wurde 1874 die obligatorische Schulpflicht gesamtschweizerisch eingeführt.

Der zweite Pfeiler der Demokratie war und ist die Volksgesundheit. So forderte man etwa um die gleiche Zeit die Einführung von Schulärzten (Cohn 1886). Aber auch die psychische Gesundheit als wesentliche Anforderung an ein modernes Leben wurde damals von den neuen Wissenschaften Psychologie und Psychiatrie entdeckt. Alkoholismus und Betäubungsmittelabhängigkeit schufen in der Zeit der Industrialisierung ein riesiges soziales Elend, das gesetzlich und therapeutisch bekämpft werden musste. So engagierten sich die ersten Psychiater wie Auguste Forel und Eugen Bleuler stark für die Suchtprävention. Forel, damals Chefarzt des Burghölzli, gründete 1889 die Trinkerheilstätte Ellikon, um den Alkoholismus erstmals ausserhalb der Mauern der Psychiatrie zu behandeln.

Bis zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts bestanden Erziehungsmethoden noch vornehmlich aus körperlichen Strafen bis hin zu harter Gewalt, nach dem Motto *«wer sein Kind liebt, der züchtige es»*. Der Wille des Kindes sollte gebrochen werden. Viele Kinder der benachteiligten Schichten wurden zudem massiv ausgebeutet und misshandelt. Doch zunehmend wurden die Erziehungsmethoden wissenschaftlich überprüft und sinnvoller gestaltet.

Seit ungefähr 1930 entdeckten die Entwicklungspsychologen die zentrale Bedeutung der emotionalen Bindung an enge Bezugspersonen für die Autonomieentwicklung und die moralische Entwicklung der Kinder (Tress 1986, Dornes 1997, Spitz 1965). Aus den frühen Verhaltenswissenschaften stammt die Erkenntnis, dass Belohnen viel mehr nützt als das Bestrafen (Baade, Borck, Koebe & Zumvenne 1984). Die Verhaltenspsychologen entdeckten weiter, dass Erziehung relativ konsequent und damit für das Kind in vorhersehbaren Bahnen erfolgen muss, wenn sie erfolgreich sein will. Sie beschrieben den verheerenden Effekt der so genannt intermitierenden Verstärkung eines unerwünschten Verhaltens. In-

termittierende Verstärkung findet dann statt, wenn ein unerwünschtes Verhalten, zum Beispiel die Trotzreaktion eines Kindes, das nicht zu seiner gewohnten Zeit ins Bett gehen will, zeitweise durch «Ausnahmen» belohnt wird. Durch das erratische Nachgeben der Eltern lernt ein Kind, dass es nur genügend lange und intensiv quengeln muss, um seine Wünsche durchzusetzen. Zudem entdeckte man, dass gewisse Kinder, die zuwenig positive Zuwendung bekommen, sich die notwendige Aufmerksamkeit und Betreuung durch die Erwachsenen selber holen, indem sie «schwierig» werden. Dies erklärte die Wirkungslosigkeit von ständigem Schimpfen und Strafen gegenüber auffälligen Kindern. Allerdings hat die Verschiebung des Akzents auf das Belohnen als Nebeneffekt eine Doktrin des ständigen Lobens hervorgebracht. Durch eine Lob-Inflation können Kinder den Realitätsbezug zu ihrer tatsächlichen Leistung verlieren, wenn niemand ihnen je ein Feedback gibt, ob ihre Leistung nach objektiven Massstäben genügt und ob sie in der Konkurrenz mit Gleichaltrigen einen Ort finden, wo sie bestehen können.

Im Laufe der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts wurde dann die Schulpsychologie als Institution gegründet. Einerseits ging es darum, Kinder mit Lern- und Verhaltensschwierigkeiten abzuklären und in den (aus damaliger Sicht) am besten geeigneten Schultyp zu plazieren, andererseits will man den Eltern in Not bei der Erziehung ihrer Kinder beratend zur Seite stehen.

Viele dieser Errungenschaften wurden in den 1970er Jahren durch die sogenannte «kritische» Kriminologie und die Labelling Theorie in Frage gestellt, die sich gegen gesellschaftliche Ausgrenzung und Stigmatisierung der Täter wandten. Diese soziologischen Theorien behaupteten mit einer kühnen Umkehrung von Ursache und Wirkung, Delinquenz sei die sekundäre Folge von Ausgrenzung durch die Institutionen (Jugendstrafrechtspflege, Sonderpädagogik, Psychologie und Psychiatrie). Diese Theorien wurden aber unterdessen widerlegt (z. B. Gottfredson & Hirschi 1990, S. 160). Auch in der Jugend- und Rekrutenbefragung (*cb-x*) 1997 zeigte sich, dass die Hypothese, dass Ausgrenzung eine Ursache von Gewalt sei, auf einer statistischen Fehlleistung beruhte (Haas 2001). Wer mehr zum Thema «Dominanz und Niedergang soziologischer Erklärungsmodelle seit 1970» wissen möchte, sei auf den Anhang verwiesen.

### **Die Wirksamkeit der Kriminalitätsprävention bei gefährdeten Kindern**

Die erwähnten Massnahmen der westlichen demokratischen Staaten zur Verbesserung der Volkserziehung und Volksgesundheit haben über die Generationen hinweg vielfältige positive Wirkungen gezeigt. Der Fortschritt schlägt sich statistisch im Vergleich zwischen Kindern, die aus einem schweizerischen Elternhaus stammen und Einwanderer-Kindern aus den südost-europäischen, vor-demokratischen Gesellschaften, nieder, denen diese umfassende und jahrhundert lange Förderung nicht zu gute kam. Zum Beispiel zeigte sich in der eidgenössischen Jugend- und Rekrutenbefragung *cb-x* 1997 (Haas 2001, S. 64), dass Knaben, deren

Familie aus dem Balkan, der Türkei, dem Maghreb oder dem nahen Osten eingewandert waren, dreimal so häufig Opfer von körperlichen Züchtigungen wurden wie Knaben aus Schweizer Elternhaus (16,5% versus 5,4%). Die Knaben mit Migrationshintergrund aus den genannten Regionen wurden zudem doppelt so häufig schwer sexuell missbraucht (7,9% versus 3,8% der geborenen Schweizer). Auf Hintergrund dieser Erkenntnisse erstaunt nun die höhere Zahl an schwierigen und gewalttätigen Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Migrationshintergrund aus den genannten Krisenregionen nicht mehr so sehr. Gemäss Selbstangaben (über entsprechende Verhaltensweisen und Ereignisse) hatten doppelt so viele von ihnen eine schwere Verhaltensstörung in der Jugend (Haas 2001, S. 75) und mehr als dreimal so viele hatten als junge Erwachsene ein oder mehrere schwere Gewaltverbrechen begangen (4,8% versus 1,4% der aus reinen Schweizer Familien stammenden Rekruten), (Haas 2001, S. 286).

Die Frage, warum diese zweite Generation männlicher Migranten aus Ländern mit fehlender demokratischer Kultur gewaltbereiter sind als die Schweizer Knaben ist ganz einfach falsch gestellt. In der multivariaten Analyse aller sozialen und psychologischen Risikofaktoren<sup>1</sup> hatte sich nämlich gezeigt, dass die Herkunft der Eltern als solche nicht die Ursache des Gewaltproblems ist, sondern dass es die Kumulation von psychologischen und erzieherischen Risikofaktoren ist, die in den Familien dieser Jungen massiv gehäuft auftreten. Wenn man sie umgekehrt formuliert als «warum sind die Schweizer Männer im statistischen Durchschnitt weniger gewaltbereit als gleichaltrige Einwanderer aus Krisenregionen», liegt die Antwort nahe: weil die Schweizer Familien bereits über vier Generationen hinweg in ihrer Erziehung und ihrer psychischen Gesundheit gefördert wurden!

Dieses Resultat aus der Rekrutenstudie wird zudem von einer ganz anderen, unabhängigen und prospektiv angelegten Longitudinal-Studie von Adrian Raine, einem Neuropsychologen bestätigt (Raine, Mellingen, Liu, Venables & Mednick 2003), die weiter unten noch ausführlicher dargestellt wird.

### **Paradigmenwechsel in der Wissenschaft**

Die soziologisch-kriminologische Zugang zum Phänomen der Gewalt, der jahrzehntelang einen starken Einfluss auf Kriminalpolitik und Strafrechtsdogmatik ausübte, tritt nun immer mehr in den Hintergrund, nicht zuletzt, weil er wenig wirksame Lösungen bereithielt. Seine Lösungsvorschläge mündeten meistens in gesetzliche und präventive Massnahmen, die nach dem Giesskannenprinzip für die gesamte Bevölkerung gelten sollten und dadurch einen bürokratischen Grossaufwand nach sich zogen, ohne damit nur im Geringssten das illegale Tun der kleinen Minderheit von Intensivtätern zu verhindern. Mit dem Zitieren der Studie von Raine et al. wollen wir hier den Übergang zu den neuen, innovativen Forschungsarbeiten der Neuro- und Psychowissenschaften des letzten Jahrzehnts markieren. Nach den Thesen des Historikers Thomas Kuhn (1962) über den wissenschaftlichen

Paradigmenwechsel, läuft eine solche Veränderung nie reibungslos ab. Wirklich neue Erkenntnisse werden gerade von den etablierten Forschern eines Fachs «wegerklärt» und diejenigen Kollegen vehement bekämpft, die den Mut haben, sie zu vertreten. Der Verdacht, es könnte es sich um etwas Neues handeln, oder die bestehenden Theorien bedürften einer Modifizierung, wird daher vom wissenschaftlichen Mainstream oft schon im Keim erstickt, d. h. diese Kreise suchen als Reviewer und Herausgeber zu verhindern, dass wissenschaftliche Arbeiten, die neue Resultate aufzeigen, überhaupt erst in die grossen Journals gelangen.

Zeitgleich kann man auch im Strafrecht einen Paradigmenwechsel beobachten, der ebenfalls weg führt von der früheren Identifizierung mit dem Aggressor und hin zu einer viel wirksameren Spezialprävention. Durch den Einfluss der Frauenbewegung und der Einführung des Opferhilfegesetzes 1993 (ein weiterer zentraler Demokratisierungsschritt) und mit einer neuen Generation von Strafrechtlern wird eine sehr berechtigte Kritik an Missständen in Gesetzgebung und im Justizwesen laut. Kritisiert wird ein Laissez-faire gegenüber den Tätern und die damit einhergehende Gleichgültigkeit gegenüber der Würde und den Grundrechten der Opfer. Im positiven Sinn hat sich dadurch verändert, dass häusliche Gewalt und sexuelle Ausbeutung als Ursprung vieler Fehlentwicklungen endlich ernsthaft strafverfolgt und z. T. überhaupt erst pönalisiert werden (Steiner 2004).

## Die Prinzipien der Erziehung neuropsychologisch deklinieren

Die Revolution der Neurowissenschaften lässt uns nun die altbekannten Prinzipien der Erziehung neu deklinieren. Die neuen Methoden offerieren den Eltern, Lehrern und Therapeuten ungleich wirksamere Instrumente für die Erziehung der gefährdeten Kinder liefern, als man sie noch vor zehn Jahren hatte.

### Prinzipien

1. Affektive Bindungen aufbauen, erhalten und stärken
2. Das Kind explorieren und frei spielen lassen
3. Regeln und Ziele setzen, Kontrollen durchführen und Belohnungen geben
4. Geeignete Sanktionen durchsetzen
5. Kindern mit spezielle Bedürfnissen massgeschneiderte Therapien zukommen lassen

Richard Tremblay, ein kanadischer Aggressionsforscher, hat durch Beobachtung der Entwicklung von Kleinkindern viele bedeutende Erkenntnisse für die Gewaltprävention geliefert. Viele seiner empirisch gewonnenen Ergebnisse passen allerdings nicht in das Rousseau'sche Weltbild des «unschuldigen Kindes», das «im Kern gut» geboren und danach durch die Gesellschaft sukzessive «verdorben» würde. Im Gegenteil, Tremblay hat beobachtet, dass physische Aggressionen gerade im Kleinkindalter am häufigsten vorkommen und danach unter dem Einfluss langjähriger liebevoller Erziehung in zivilisierte Formen der Kommunikation umgewandelt wird. Der

ganze – seit Jahrtausenden dauernde – Prozess der menschlichen Zivilisation muss also von jedem einzelnen Kind selber neu durchlaufen werden. Tremblays Ergebnisse lassen sich folgendermassen zusammenfassen (Tremblay 2006): fast alle Menschen zeigen irgendwann physische Aggressionen, wobei diese generell vor dem Alter von 2 Jahren erstmals auftreten. Das kleine Kind schreit, beisst, kratzt, schlägt relativ hemmungslos alle die in seine Reichweite kommen, kann damit glücklicherweise aber keinen grösseren Schaden anrichten. Nach dem Alter von 24 Monaten nimmt die Häufigkeit solchen Verhaltens bei den allermeisten Kindern stetig ab. Nur kleiner Teil der Kinder (3–5 Prozent) bleibt auf dem hohen Level physischer Aggression stehen. Menschen, die in der Kindheit oder Adoleszenz delinquent werden, rekrutieren sich nahezu immer aus dieser entwicklungsbehinderten Kern-Gruppe. Deshalb muss Gewaltprävention unbedingt möglichst früh, mit Sicherheit aber schon im Vorschulalter ansetzen! Die Ergebnisse Tremblays decken sich im übrigen mit denen von Loeber, Lacourse and Homish (2005) aus der berühmten Pittsburgh Youth Longitudinal-Studie, eine der weltweit besten Untersuchungen zum Langzeitverlauf von Delinquenz überhaupt, wo eine Gruppe von 1517 Kindern aus den Ghettos der Innenstadt von Pittsburgh seit 1987 prospektiv beobachtet und laufend erforscht wird<sup>2</sup>.

### Prinzip 1: Bindungen stärken und erhalten

Kommen wir also zurück zum ersten Prinzip der Erziehung. Was kann getan werden, um die so zentrale affektive Bindung an Vater und Mutter zu verbessern?

Erinnern wir uns an die auch nicht mehr so neuen Erkenntnisse des Schweizer Biologen Adolf Portmann, dass der Mensch eine physiologische Frühgeburt ist, der wegen der Grösse seines Kopfes in einem viel früheren Entwicklungsstadium geboren wird als die anderen grossen Säugetiere. Aufbauend auf dieser neuro-biologischen Theorie hat der Kinderarzt Harvey Karp nun eine Methode entwickelt, um schreiende Säuglinge effektiver zu beruhigen, indem man ihnen die Bedingungen der Gebärmutter wiederherstellt. Man wickelt sie mit einem Tuch in ein enges Päcklein, das verhindert, dass die Ärmchen und Beinchen hilflos herumflattern, wiegelt sie auf eine spezielle Art, und flüstert ihnen eine Art Rauschen ins Ohr. Diese Methode soll besonders auch die so genannten Schreibabies (auch 3-Monatskoliken genannt, obwohl die Ursache des ständigen Schreiens nicht wirklich geklärt ist) viel besser zum Einschlafen bringen können als Wiegeln und Herumtragen alleine.



*Dr. Karp hat einen wenige Sekunden zuvor laut schreienden Säugling eingewickelt und wiegelt ihn, so dass er sofort einschläft.*

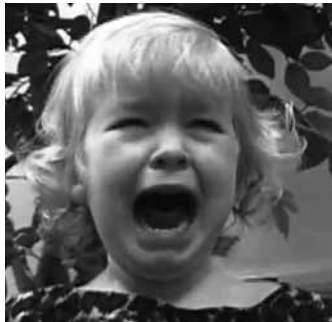
*Aus dem Film auf: [http://thehappiestbaby.com/excerpts\\_video.html](http://thehappiestbaby.com/excerpts_video.html)*

Die Methode von Karp ist insofern ein Instrument, das die affektive Beziehung zwischen Eltern und ihrem Kind verbessern und bewahren hilft, als man weiss, dass das permanente Schreien mancher Säuglinge zu Misshandlungen durch die erschöpften Eltern führen kann. Auch bei Eltern, die sich trotz Schlaflosigkeit und Verzweiflung zu beherrschen wissen, erfährt die Beziehung zu ihrem ständig «unzufrieden» wirkenden Baby eine einschneidende Beeinträchtigung. Säuglinge wirksam zum Schlafen zu bringen ist daher präventiv sehr wichtig.

Der gleiche Kinderarzt hat eine andere Methode entwickelt, um 2–3 jährige Krabbelkinder im Trotzalter zu beruhigen. In diesem Alter sind die Strukturen des limbischen Systems, die den Triebaufschub ermöglichen, noch nicht voll ausgebildet und das Kind ist von seinen Stammhirn-Impulsen beherrscht. Das heisst, wenn es etwas Verlockendes sieht, will es das unbedingt haben, «grabscht» sich das Erwünschte (wenn nötig mit Gewalt) und wird wütend, wenn man es ihm verbietet oder wieder wegnimmt.

*Krabbelkind, das gerade von seinen Stammhirnimpulsen überwältigt wird.*

*Bild aus dem Film von Harvey Karp auf: [http://thehappiestbaby.com/video/happiesttoddler/clip2/clip2\\_large.html](http://thehappiestbaby.com/video/happiesttoddler/clip2/clip2_large.html)*



Aufgeklärte Eltern bemühen sich nun in solchen Situationen, das Kind mit ruhigen Worten und viel Geduld zu trösten und ihm zu erklären, warum die Welt nicht immer nach seinem Willen funktionieren kann. Eltern, die aber mit ihren Nerven selber am Ende sind, beginnen mit dem Kind zu schimpfen oder bestrafen es. Beide Reaktionsweisen sind nun nach Karp der kindlichen Hirnentwicklung nicht angepasst. Der Appell an die Vernunft richtet sich an den Neokortex und vermag deshalb die tieferen Hirnschichten (Stammhirn und limbisches System) gar nicht zu erreichen, d. h. das Kind versteht gar nicht, was man von ihm will! Es fühlt sich bei soviel Vernunft, die ihm völlig fremd erscheint, erst recht unverstanden und hört oft gar nicht richtig zu. Das elterliche Schimpfen und Strafen hingegen ist ebenfalls oft unangebracht, weil das Krabbelkind (im Gegensatz zu älteren Kindern, die nicht gehorchen wollen), sich aufgrund seiner Unreife gar nicht beherrschen kann, selbst wenn es dies wollte. Um Missverständnissen vorzubeugen, sei hier sofort angefügt, dass damit nicht impliziert sein soll, dass jegliche Sanktion durch Eltern oder Lehrer als blosses Ausagieren eigener Aggressionen zu betrachten sei. Mehr zum Thema «wie man sinnvoll sanktionieren soll» kommt in den späteren Abschnitten.



*Mutter, die mit Geduld und Vernunft erfolglos versucht, ihrem täubelnden Bub zuzureden.*

*Aus dem Film von Karp auf: [http://thehappiestbaby.com/video/happiesttoddler/clip2/clip2\\_large.html](http://thehappiestbaby.com/video/happiesttoddler/clip2/clip2_large.html)*

Karp schlägt den Eltern eine neue Kommunikationsform vor, die dem unreifen Hirn des Krabbelkinds besser angepasst ist. Er begibt sich dazu auf Augenhöhe zum Kind und spiegelt ihm seine Wünsche und Frustrationen in einer ähnlichen emotionalen Form. Er sagt zum Beispiel: «*Du wotsch jetzt einfach das ha, Du wotsch, wotsch, wotsch! Aber du dörsch nöd und das isch so grässli! Du wotsch doch, Du wotsch, wotsch wotsch jetzt eifach, gäll!*» Erst wenn das Kind wieder bereit ist, zuzuhören, kann man ihm dann vernünftig erklären, wie es weiter geht und mit Vorteil lenkt man das Kind ab, indem man ihm etwas anderes Erfreuliches präsentiert. Wenn Karp sein Verständnis für das Kind kund tut, sieht man plötzlich einen ziemlich erstaunten Ausdruck auf dem kleinen tränenüberströmten Gesicht erscheinen und das Kind beruhigt sich langsam. Es fühlt sich nämlich verstanden. Erst durch das Spiegeln seiner Bedürfnisse im emotionalen Ton und Gesichtsausdruck weiss es, dass die Eltern wirklich verstanden haben, was es möchte, auch wenn sie ihm den Wunsch nicht erfüllen können. Dieses Vorgehen leitet dann Entwicklungsschritte zur weiteren Differenzierung des limbischen Systems in die Wege.



*Karp in Aktion beim Beruhigen eines Krabbelkinds (nicht im Bild). Das Kind im Hintergrund zeigt aber ebenfalls sein Staunen.*

*aus dem Film: [http://thehappiestbaby.com/video/happiesttoddler/clip2/clip2\\_large.html](http://thehappiestbaby.com/video/happiesttoddler/clip2/clip2_large.html)*

Etwas ähnliches geschieht übrigens, indem Eltern die Emotionen ihrer kleinen Kindern benennen und erklären. Zum Beispiel: «*Du hast jetzt plötzlich Bauchweh bekommen und willst nicht in den Kindergarten gehen. Könnte es sein, dass Du Dich da vor etwas fürchtest?*» So lernen Kinder ihre Emotionen zu erkennen, zu benennen und dadurch zu beherrschen. Bei kulturell oder emotional deprivierten Kindern, deren Bezugspersonen keinerlei Übersetzung des kindlichen Körper-Erlebens in die gesprochene Sprache machen, kommt es später oft zu einer Unfähigkeit, die Emotionen als Signale überhaupt wahrzunehmen. Statt dessen

werden Wut, Scham und Angst von den Betroffenen als unbeherrschbare Überwältigung erlebt, die sie entweder mit psychoaktiven Substanzen unterdrücken oder direkt mit impulsiven Handlungen ausagieren.

Anzumerken wäre noch, dass die Wirksamkeit von Karp's Methoden in Zukunft noch besser experimentell überprüft und mit anderen Ansätzen verglichen werden muss. Sie wurden hier pars pro toto für einige der viel versprechenden neuen Ideen im Bereich Neuropsychologie angeführt. Um dennoch ein bisschen Aufschluss über deren Erfolgschancen aus erster Hand zu gewinnen, habe ich das Beruhigen von Krabbelkindern getestet. Eine Gelegenheit hierfür bot sich an einem Samstagmorgen im Supermarkt vor den ausladenden Regalen mit Süßigkeiten, die in den meisten Lebensmittelgeschäften wie per Zufall genau auf Augenhöhe der 2–5-jährigen Kinder angebracht sind. Es ging nicht lange, entdeckte ich einen schreienden Bub, der sich an einem Schoggistängeli festgekrallt hatte mit seinen Eltern, die versuchten, es ihm wegzunehmen. So sah die Situation aus:

*Eines von etwa 10 verschiedenen Gestellen in einem durchschnittlichen Supermarkt, die mit Süßigkeiten überladen sind (2008)*



Ich fragte die Eltern, ob Sie Lust hätten, eine neue Beruhigungsmethode kennen zu lernen, und ob ich sie vielleicht gerade mal ausprobieren dürfte. Diese waren einverstanden und interessiert. Ich begab mich also auf Augenhöhe mit dem weinenden Bub, kurz nachdem die Eltern ihm die Schokolade weggenommen hatten, begrüßte ihn, stellte mich ihm vor und sprach ihn in der Karp'schen Art an. Tatsächlich beruhigte er sich schnell und sah mich staunend an. Dann schweifte sein Blick herum und er versuchte, sich neu zu orientieren. Da passierte etwas, woran ich leider vorher nicht gedacht hatte: er entdeckte nämlich ein neues Objekt seiner Begierde, eine andere Süßigkeit, die seine heißen Händchen alsbald an sich rissen. Das Spiel begann also von neuem. Ich sagte ihm, er solle die Süßigkeit zurücklegen und schon kamen die Tränen. Er legte sie aber tatsächlich zurück und ich spiegelte ihm seine Frustration und lobte ihn. Er beruhigte sich wieder einen Moment lang, aber leider dauerte es nur eine halbe Minute, bis die kleinen Kinderfingerchen wieder im Regal landeten und er mit schlauem Ausdruck ein drittes Mal zulangte. Nun griffen die Eltern ein und legten (leider) die Süßigkeit in den Einkaufswagen. Sie sagten, sie hätten die Methode begriffen und bedankten sich und gingen mit dem jetzt ruhigeren Bub weg. So einfach wie in den Büchern und Filmen von Karp scheint es also doch nicht zu gehen.

Was war hier schief gelaufen? Das Problem bestand darin, dass keine wirkliche Neu-Orientierung möglich war. Die natürliche Reaktion von Kindern besteht darin, ihre Umwelt spielerisch zu erkunden und auszuprobieren, was es alles Interessantes auf der Welt gibt, d.h. etwas anfassen, daran riechen, es in den Mund nehmen, etwas auseinandernehmen, etwas herumwerfen und schauen was dann passiert usw. Zwischen den Regalen, alle vollgestopft mit Süßwaren, war es für den armen Bub unmöglich, einen anderen genügend faszinierenden Stimulus zu finden. Man hätte wohl vor der Aktion mit Karp's Methode zuerst einen anderen Rayon aufsuchen sollen, zum Beispiel die Waschmittel. Beim Krabbelkind geht dann die Verlockung durch die Süßigkeiten relativ schnell vergessen, nach dem Motto «aus den Augen aus dem Sinn». Solange die Versuchung aber in den Augen bleibt, bleibt sie auch im Sinn!

### **Prinzip 2: Gewähren lassen und Ermöglichen des natürlichen Spiels**

Damit kommen wir zum nächsten Abschnitt der Gewaltprävention, dem zweiten Prinzip der Erziehung aus neuro-psychologischer Sicht: dem Gewähren lassen des natürlichen Spielens. Kinder müssen aus eigenem Antrieb und nach ihren Bedürfnissen frei spielen können, damit sie sich entwickeln. Kinder sollen zusammen mit mehr oder minder Gleichaltrigen interagieren, ihre Umwelt erkunden und Gruppen bilden lernen. Zum Spielen gehört natürlich auch, dass die Tätigkeiten der Erwachsenen nachgeahmt werden, aber nicht ausschliesslich. Ein anderer ganz wichtiger Aspekt des Trainierens und Aufbaus neuropsychologischer Funktionen ist die Entwicklung der Orientierung in Raum und Zeit. Natürlicherweise sind Kinder (beim Menschen und beim höheren Säugetier gleichermassen) neugierig und haben einen grossen Bewegungsdrang. Wenn sie diese adäquat ausleben können, lernen sie nicht bloss Fakten, sie lernen auch das Lernen selber, d.h. sie erwerben damit eine Metafunktion, die sie nachher ihr ganzes Leben lang brauchen können.

Leider werden der spielerischen Exploration von der hochtechnisierten Umwelt in Stadt und Wohnsiedlungen extrem enge Grenzen gesetzt. Es sind arme Kinder, die keinen Garten haben, die nicht auf der Strasse oder auf dem Schulhof mit den Nachbarskindern spontan und ohne Anleitung spielen können, die nicht mehr schwimmen lernen, und die zuhause keinen geheimnisvollen Estrich mit viel Gerümpel haben. Allerdings es ist nicht nur der Strassenverkehr, der es für die Kinder zu gefährlich macht, sich in ihrer Umgebung frei zu bewegen. Ein freies Spiel der Kinder birgt notwendigerweise die Gefahr von Unfällen. Kinder, die unter sich frei spielen – ohne Einmischung und ständige Beobachtung von Erwachsenen, was ihrer sozialen und intellektuellen Entfaltung ausserordentlich förderlich ist – laufen natürlich eine gewisse Gefahr, einmal vom Baum zu fallen, sich gegenseitig zu verletzen oder zu ertrinken. Währenddem solche tragischen Unfälle früher unausweichlich schienen, bewegt sich der juristische Trend zu einer immer strengeren Auslegung der Aufsichtspflicht durch die erziehungsberechtigten Erwachsene.

nen hin. Lehrer und Eltern, die freies unbeobachtetes Spielen zulassen, riskieren im Falle eines Unfalles straf- und zivilrechtlich zur Verantwortung gezogen zu werden. So können sie gar nicht anders, als es zu verbieten und technisch zu verunmöglichen.

*Ein so genannter Spielplatz (etwa 40 Quadratmeter)! Man vergleiche dazu das farbenfrohe und geradezu interessant wirkende Bild der Süßigkeiten im Supermarkt.*



So gut gemeint, sinnvoll und notwendig die organisierten Ersatzangebote wie Schultheater, Exkursionen etc. sind, so wenig können sie die spontane Umsetzung der kindlichen Fantasien im ungeleiteten Spiel mit andern Kindern ersetzen. Eine Rutschbahn aus Plastik kann niemals das Klettern auf Bäume und das Bauen einer Baumhütte ersetzen! In den 1970er Jahren gab es beispielsweise im Basler Gymnasium, das die Autorin damals besuchte, sehr attraktive Treppengeländer, auf denen die meisten Schüler in die Pause sausten. Heute wäre so etwas undenkbar und die Treppengeländer sind alle mit Knöpfen versehen, die das lässige Hinunterrutschen verunmöglichen, obwohl es wohl kaum gefährlicher ist als Skifahren. Dabei wären gerade solche nicht-kommerziellen Aktivitäten, die nicht in eine Konkurrenz- und Leistungssituation hinein münden, für die emotionale und soziale Entwicklung (und nicht bloss für die motorische) ausserordentlich wichtig.

Noch schlimmer steht es natürlich mit den unterprivilegierten Kindern, deren natürliche Neugier von Beginn an im Keim erstickt wird, weil die überforderten Eltern sie mit TV, elektronischen Spielen und Videos in jeder Hinsicht «ruhig» stellen wollen. Weil die für die Gehirnreifung notwendige natürliche Stimulation fehlt, suchen sie sich diese Kinder ihre Reize im Essen von Junkfood, in elektronischen Games und in den Gewalt- und Pornofilmen, die ganz im Gegensatz zu Gärten, Estrichen, Wäldern und «lässigen» Treppengeländern reichlich vorhanden sind. Wenn sie dann in die Pubertät kommen, sind solche Jugendliche durch grosse Langeweile und eine schreckliche innere Öde geprägt. Das einzige, was sie dann noch halbwegs zu faszinieren vermag, sind Sex, Drogen (resp. Alkohol) und Gewalt.

Auch hierzu gibt es faszinierende Ergebnisse aus der neuropsychologischen Forschung, wie man gefährdete Kinder aus bildungsfernen und deprivierten Familien wirksam fördern kann. Auf der Insel Mauritius (Raine, Mellingen, Liu, Venables & Mednick 2003) wurden 83 dreijährige Kinder aus bildungsfernen, armen Familien in ein zweijähriges ganztägiges Förderprogramm aufgenommen. Sie erhielten

dort in Kleingruppen von 5–6 Kindern pro Kindergärtnerin eine gesunde Ernährung, medizinische Versorgung, Gymnastik, Rhythmik- und Musikunterricht, ein reiches Angebot an Spielen, die kognitive Fähigkeiten fördern, freies Spielen, Wanderungen und Exkursionen sowie Handarbeiten. Diese Kinder wurden im Alter von 17 Jahren und später nochmals mit 23 Jahren mit einer Kontrollgruppe von 355 Gleichaltrigen, die den traditionellen staatlichen Kindergarten auf Mauritius (1 Kindergärtnerin pro 30 Kinder, keine Fördermassnahmen) besucht hatten, verglichen. Die geförderten Kinder hatten im Alter von 17 Jahren hochsignifikant weniger Verhaltensprobleme. Als junge Erwachsene hatten von geförderten Kindern nur 3,6% eine gerichtliche Verurteilung wegen irgendeines Delikts hinter sich, während es bei den nicht geförderten der Kontrollgruppe 9,9% waren! Mit dieser nur zwei Jahre dauernden Prävention im Kleinkindalter konnte man also die spätere Delinquenz signifikant verringern.

### **Prinzip 3: Regeln und Ziele setzen, Kontrollen durchführen und Belohnungen geben**

Damit das Kind sich bei seinem Spiel nicht allzu grossen Gefahren aussetzt und um den sozialen Frieden in der Familie zu erhalten, kann sich Erziehung niemals nur auf den Fokus eines einzigen Mitgliedes oder des einzigen Kindes begrenzen. Vielmehr müssen Regeln gesetzt und klar kommuniziert werden, die allen Familienmitgliedern einen Raum zur eigenen Entfaltung gewähren. Das Erlernen der Regeln im Familienkreis ist praktisches Demokratietraining. Dazu gehört zum Beispiel, dass kleine Kinder abends nicht gleich lange aufbleiben dürfen wie die Erwachsenen.

Wenn Kinder ihre Eltern allzu sehr stressen, haben auch die Letzteren Rechte. Eltern dürfen und müssen sich vor ständiger Überforderung schützen können, nicht zuletzt, um damit ihre Bindung zu den Kindern zu erhalten. Für Kinder ist es umgekehrt einfacher, eine punktuelle Distanzierung seitens der Eltern zu erfahren, wenn diese an ihr eigenes aggressives Verhalten gekoppelt ist, und nicht etwa erst dann erfolgt, wenn ein ganz kleiner Tropfen das randvolle Fass der überstrapazierten elterlichen Geduld zum Überlaufen bringt. Ein solcher Vorgang ist für das kleine Kind nämlich nicht nachvollziehbar und es fühlt sich dann generell abgelehnt.

Das bereits erwähnte Time-out ist eine beim Trötzeln wirksame und in gewissen Fällen nötige Sanktion. Eine weitere wirksame Methode, die Regeln zu kommunizieren und durchzusetzen ist die so genannte gewaltfreie Kommunikation nach Rosenberg<sup>3</sup>. Aus Platzgründen können wir dieses spannende Thema nicht weiter ausführen.

Eine der stärksten Belohnungen für gutes Verhalten sind neue Freiheiten. Gleichzeitig dient diese Belohnungsmethode dazu, den Zusammenhang zwischen Freiheit und Verantwortung fest zu verankern. Es geht darum, dem Kind zu vermitteln: wenn es verantwortungsvoll handelt, dann kann man ihm vertrauen und dadurch wird es Stückchen für Stückchen erwachsener und freier. Natürlich braucht es dazu gewisse, teils spontane, teils angekündigte Kontrollen, um die Fort-



schritte des Kindes zu überprüfen. Beispielsweise, indem man sagt: *«Am Mittwoch kontrolliere ich, ob Dein Zimmer gut aufgeräumt ist, und je nach dem können wir dann diese oder jene kleine Freiheit neu einräumen, z. B. darfst Du alleine einen Pulli kaufen gehen»*. Kontrollen geben dem Kind das Gefühl, dass man sich um es kümmert; dass es einem nicht egal ist, wie sein Leben einmal herauskommt. Es wäre ein Irrtum zu glauben, man könne Kinder von Anfang an als selbstverantwortliche Individuen behandeln, quasi als kleine Erwachsene, die gleichberechtigt mitreden können. Damit überforderte man sie, und man simulierte einen unnatürlichen und unwahren Zustand, denn in Tat und Wahrheit sind Kinder und Jugendliche weder materiell noch emotional selbstständig, sondern hängen sehr stark und sehr lange von der elterlichen Fürsorge ab. Auch Tierkinder werden bekanntlich von ihren Eltern aktiv erzogen und dürfen sich nicht alles erlauben. Kinder sollen ruhig auch lernen, dass gewisse Privilegien an die Volljährigkeit und an die Fähigkeit, sich selber zu ernähren und einen eigenen Haushalt zu führen, gebunden sind (z. B. der Besitz eines eigenen Autos oder das Mieten einer eigenen Wohnung).

#### **Prinzip 4: Geeignete Sanktionen durchsetzen**

Belohnungen sind sicher das beste Erziehungsmittel, sie reichen allerdings nicht immer aus. In gewissen Situationen kann die Unreife des Kindes bewirken, dass es einfach nicht einsieht, warum dieses oder jenes Verhalten verboten ist. Dann werden Strafen leider unausweichlich. Nur, wie sollen denn diese sinnvoll gestaltet werden? Viele Fachleute scheuen das Thema und möchten sich daran lieber nicht die Finger verbrennen. Dies hat die ungute Konsequenz, dass die mit den drängenden Fragen im Stich gelassenen Eltern (und oft genug die Fachleute selber auch) eine Doppelmoral entwickeln und heimlich etwas ganz anderes praktizieren als sie öffentlich predigen.

Das Thema betrifft ganz besonders die schwierigen, aggressiven Kinder, die andere Kinder plagen. Die Integration aller Kinder in die gleiche Schule ist gut und recht, man muss aber gleichzeitig sicherstellen, dass psychisch schwache Kinder, körperlich behinderte Kinder und Opfer-Kinder vor den so genannten «Bullies» in- und ausserhalb des Schulhofs geschützt werden und sich ebenfalls frei entfalten können. Wenn es zur Güterabwägung zwischen den Rechten der Opfer und denjenigen der Täter kommt, sollte eigentlich eine klare Stellungnahme zugunsten der Opfer selbstverständlich sein. Was für häusliche Gewalt gilt, sollte auch in Schulen und Heimen eingeführt werden: weggehen muss nicht das Opfer sondern der Täter.

Als erstes müssen wir nun einen Katalog an Anforderungen an eine Sanktion stellen, denn diese sollen wie gesagt, einen Sinn haben und keinesfalls ein Ausleben eigener Aggressionen darstellen. Hier also vier zentrale Anforderungen an eine Sanktion:

1. Die Sanktion muss schnell erfolgen, sie darf nicht erst Monate oder gar Jahre nach dem unerwünschten Verhalten ausgesprochen werden.
2. Wenn es sich um wiederholtes Fehlverhalten handelt, muss die Sanktion das unerwünschte Verhalten wirksam verhindern und nicht bloss einen symbolischen Akt darstellen. Nur beim einmaligen und wenig gravierenden Vorfall sind rein symbolische Strafen angebracht.
3. Die Sanktion soll die psychische Weiterentwicklung, die Einsicht und die Verantwortungsübernahme fördern.
4. Durch die Sanktion soll eine Neuorientierung auf entwicklungsfördernde Interessen erfolgen.

Aus den Erkenntnissen der Verhaltenspsychologen über die Unwirksamkeit von ständigem Schimpfen und aggressiven Strafen resultierte eine weitere wichtige Erkenntnis, wie Sanktionen gestaltet werden sollen, nämlich als so genanntes Time-out. Time-out besteht darin, dass man Kinder mit unerwünschten Verhalten eine gewisse Zeit lang aussondert und ignoriert, damit ihre Aggressionen nicht durch vermehrte Aufmerksamkeit belohnt werden. Allerdings ist das Time-out natürlich nur dann sinnvoll, wenn das erwünschte Verhalten solcher Kinder regelmässig durch Zuwendung belohnt wird.

Während eines Time-outs kann zudem weiter gearbeitet werden. Das sanktionierte Kind soll beispielsweise eine Aufgabe erfüllen, um damit die Zeit des Time-out abzukürzen. Die Aufgabe kann darin bestehen, etwas vom angerichteten Schaden wieder gut zu machen; oder aber in einer Bewusstwerdung der inneren Signale, die dem impulsiven, asozialen oder gefährlichen Verhalten vorausgegangen sind. Die Sanktion dient dazu, dem Kind zu helfen für sein Verhalten mehr Verantwortung zu übernehmen und es besser steuern zu können. Die kognitive Therapie für jugendliche Straftäter hat hierfür sehr interessante Lernprogramme entwickelt, mit einigen Ideen, die man auch ausserhalb einer eigentlichen Therapie umsetzen kann (zu finden z. B. cognitive life skills workbooks von American Community Corrections Institute<sup>4</sup>).

Es würde hier zu weit führen, wollte man detaillierte Vorschläge für eine Verbesserung des Jugendstrafrechts unter neuro-psychologischen Gesichtspunkten unterbreiten. Ich kann hier nur darauf hinweisen, dass ein Bedarf besteht und dass das Jugendstrafrecht daran krankt, dass es sich m. E. noch zu stark an den veralteten kriminologischen Theorien und an einer Strafrechtsdogmatik, die weitgehend vom Erwachsenenstrafrecht übernommen wird, orientiert. Zentral wichtig dabei ist es, das ganze gewalttätige Verhalten wirksam zu unterbinden, denn nur wenn diese Option überhaupt nicht mehr zur Verfügung steht, ist es dem betreffenden Jugendlichen möglich, eine echte Neuorientierung zu suchen (ähnlich wie beim kleinen Bub im Supermarkt, der sofort neue Süßigkeiten vor der Nase hatte und deshalb nicht zu beruhigen war).

#### **Prinzip 5: Therapien für Kinder mit speziellen Bedürfnissen**

Für ADHD-Kinder (Aufmerksamkeitsstörung und Hyperaktivität), eine Disposition, die man oft im Vorfeld späterer De-

linquenz findet, stehen heute verschiedene wirksame Behandlungsansätze zur Verfügung, seien es spezielle Unterrichtsprogramme und Hilfen für Lehrer<sup>5</sup>, sei es medikamentös unterstützte Psychotherapie oder sei es durch so genanntes Neurofeedback, ein computergestütztes Training der Gehirnwellen.

Im letzten Jahrzehnt haben zudem Traumaforschung und -therapie entscheidende Fortschritte gemacht. Viele Symptom-Konstellationen, die man früher etwas hilflos unter den Persönlichkeitsstörungen (z. B. Borderline-Persönlichkeit) abgehandelt hatte, sind eigentlich die Folgen repetitiver und schwerer Traumata. Neue Traumatherapien wie Somatic Experiencing vermögen in vielen Fällen Erleichterung zu bringen und stellen damit die psychischen Funktionen, z. B. die Beziehungsfähigkeit und die Konzentrationsfähigkeit wieder her (Scaer 2001, Rothschild 2000). Diese Therapien arbeiten mit dem Körpererleben und zielen darauf hin, das Stammhirn von der Last der aktivierten, biologischen Überlebensprogramme zu befreien (z. B. kumulierte Flucht-Kampfreaktionen, die aktiviert aber nicht zu Ende geführt wurden). Das Trauma steckt also im Körper und kann somit auch dann behandelt werden, wenn der Patient die Ereignisse nicht bewusst erinnern kann, weil sie in der frühen Kindheit stattgefunden haben.

Im Bereich der medikamentösen Unterstützung von verzögerten Entwicklungsschritten in der affektiven Bindung gefährdeter Kinder zeichnen sich ebenfalls interessante Entwicklungen ab. Experimentelle Forschungen über das Hormon Oxytocin lassen vermuten, dass dieses das Vertrauen und die Beziehungsfähigkeit verbessert (Ditzen, Schär, Gabriel, Bodenmann, Ehlert & Heinrichs 2008). Zudem vermindert es den Level des Stresshormons Cortisol, dessen Langzeitwirkung nach wiederholten und schweren Traumatisierungen organische Schäden anrichten kann, welche dann ihrerseits einer Rehabilitation im Wege stehen (Lopez & Casanova 2001, Rüegg 2001, Bremner et al. 1995). Ob sich die Oxytocinbehandlung später therapeutisch auch bei Kindern umsetzen lässt, wissen wir derzeit zwar noch nicht. Auch die Wirksamkeit der neuen Traumatherapien muss experimentell noch besser untersucht werden. Aber wiederum stehen diese Beispiele für die Vielfalt an neuen Erkenntnissen und Methoden aus den Neurowissenschaften, von denen nach den klinischen Tests die Wirksamsten am Schluss übrig bleiben werden und damit vielerlei neue therapeutische Möglichkeiten für Gewalttäter, für diesbezüglich gefährdete Kinder und nicht zuletzt für die Opfer von Gewalt eröffnen.

## Ausblick

Zum Schluss stellt sich die Frage, wie denn eine neue Kriminalpolitik umgesetzt werden kann und wie die neuen Methoden [gekonnter Umgang mit Babys und Kleinkindern, anregende und kindgerechte Spielumgebung im Vorschulalter, sinnvolle Erziehungsmethoden durch die Eltern und Behörden (Jugendstrafrecht), (Therapien falls nötig)] zu den Kindern und Jugendlichen gelangen, die ihrer dringend bedürfen. Hier sind noch einige Knacknüsse zu lösen.

Damit die genannten neuen Erziehungs- und Therapiemethoden alle gefährdeten Kinder möglichst früh erreichen, wäre optimalerweise die Kooperation ihrer Eltern nötig. Seit vielen Jahrzehnten wissen Lehrer, Kinderärzte, Familientherapeuten, Kinderpsychiater, Sozialarbeiter und Schulpsychologen, dass sich gerade die Familien mit den schwierigsten Kindern leider jeglicher Intervention durch Fachleute zu entziehen versuchen. Sie befürchten nämlich (oft nicht ganz zu Unrecht), dass innerfamiliäre Missbräuche zum Vorschein kommen könnten oder dass das archaische Feudalreich eines Familienclans dadurch ins Wanken geraten könnte. Man kommt also um einen gewissen Zwang nicht herum, wenn man erkennt, dass ein Kind gefährdet ist. Wiederum zeigt sich hier die Schwierigkeit, wie man von der Vogelstrauss-Politik des wissenschaftlich unhaltbaren Dogmas «man darf nichts diagnostizieren und gesondert behandeln, um jegliche Ausgrenzung zu verhindern» wieder wegkommt, damit in Zukunft weder die «Opfer-» noch die «Täterkinder» von ihrer Familie und der Gesellschaft im Stich gelassen werden.

## Anhang: Dominanz und Niedergang soziologischer Erklärungsmodelle seit 1970

Was anfänglich als berechtigte Kritik an schlecht geführten Institutionen und brutalen Erziehungsmethoden begonnen hatte, weitete sich unter dem Titel «gegen die Ausgrenzung» immer mehr auf jegliche erzieherische und sonderpädagogische Bemühung aus. Die Labelling-Theorie gleicht ein bisschen der lange Zeit verbreiteten falschen Meinung, Spinat enthalte besonders viel Eisen. Die Labelling-Theoretiker hatten nämlich Korrelation mit Ursache verwechselt und hatten es verpasst, die Einflüsse der frühen Kindheit und der familiären Erziehung sowie der Ausübung physischer Gewalt in verschiedenen Lebensaltern mit in ihre Analyse einzubeziehen.

Allen Kriminologen sind die Resultate der Forschung der frühen 1970er Jahren von Wolfgang et al. (1972) und Robins (1966) wohl bekannt, nämlich dass die Mehrheit aller Straftaten und insbesondere fast alle schweren Gewaltverbrechen durch eine kleine Minderheit von Intensivtätern begangen wird, die nur etwa 6–8% aller Täter ausmachen. Trotzdem wurde und wird diese für jegliche Kriminalpolitik zentrale Erkenntnis von den vielen Kriminologen seit über dreissig Jahren systematisch ignoriert und wegrationalisiert. Die simplifizierende Doktrin «man darf niemanden ausgrenzen» und «Repression nützt nichts» verhinderte und verhindert teilweise noch heute, dass den besonders belasteten Familien und ihren Sprösslingen die speziellen Stützen, derer sie dringend bedürfen, zukommen. Für eine deutliche statistische Abnahme der Anzahl begangener Gewalttaten genügt es nämlich bereits, wenn es gelingt, die Deliktswahrscheinlichkeit (für eine mittelschwere bis schwere Tat) der bekannten Intensiv-Täter innerhalb eines gegebenen Zeitraumes (z. B. einem Jahr) um mindestens 10–20 Prozent zu senken (Haas 2008). Kriminalpolitische Präventionsprogramme, die es verpassen, sich auf die besonderen Bedürfnisse dieser Hoch-

Risikogruppe zu konzentrieren, scheitern mit grosser Regelmässigkeit. Deren Misserfolge sind als solche allerdings einzig und allein für die öffentliche Hand und die Auftraggeber spürbar, denn die Forscher können die Daten problemlos für Publikationen in renommierten Journalen ihrer Kreise verwenden. Sie machen daraus dann einfach «Methodenstudien» oder heben selektiv gewisse Aspekte von Teilstichproben hervor, und können ihre Analysen auf diese Art und Weise in persönliche «Erfolge» ummünzen.

Die Jugend- und Rekrutenbefragung (*cb-x*), welche die Schweizer Verhältnisse sehr gut repräsentiert, und die 1997 eine breite Palette von psychologischen und soziologischen Variablen erfasste, lieferte mehrere Hinweise auf die Nützlichkeit von Strategien präventiver, repressiver und therapeutischer Art, die eine gesonderte Erfassung und Behandlung des Kindes beinhalteten. Massnahmen wie Spezialklassen, Heimplatzierung und auch das Erscheinen vor dem Jugendrichter (nachdem sie einen Blödsinn angestellt hatten), hatten sich für die betroffenen Rekruten als hilfreich erwiesen und sie hatten als Erwachsene bessere Chancen, im Leben ihren Weg zu finden, als wenn die Behörden nicht oder nur halbherzig eingegriffen hätten (Haas 2001).

Man fragt sich daher, wieso sich das instabile Theoriengebäude des Labelling-Approaches so lange halten konnte. Einerseits hat es wohl damit zu tun, dass diese Dogmen lange Zeit gewissen Fachleuten und der Politik das Leben erleichterten, denn sie entbanden sie in ihrem beruflichen Alltag von vielerlei unangenehmen Aufgaben und Entscheidungen. Die politische Akzeptanz dieser Irrlehre war also während langer Zeit sehr hoch, denn man hörte ihre Botschaften nur allzu gerne und die langfristigen Konsequenzen zeigten sich erst Jahrzehnte später. Andererseits konnte das Problem der steigenden Jugendgewalt nur deshalb auf akademischem Niveau verleugnet werden, weil die Opfer (ebenso wie die Täter) oft aus sozial sehr schwachen Schichten stammen und sich daher an der öffentlichen Meinungsbildung kaum beteiligen können. So wurden Studien durchgeführt, die leichte und schwere Delikte in den selben Topf warfen und damit behaupteten, Jugendgewalt hätte entgegen der polizeilichen Kriminalstatistik gar nie zugenommen – zugenommen hätte angeblich nur die Anzeigebereitschaft. In Wirklichkeit ist zwar die Gesamtzahl von leichten und schweren Taten zusammen über die letzten Jahrzehnte hinweg konstant geblieben, aber innerhalb dieser Menge hat der Anteil an besonders schweren Gewalt-Delikten massiv zugenommen. Dies wurde durch eine sehr zuverlässig erarbeitete und für die allgemeine Bevölkerung repräsentative Studie aus dem Inselspital Bern nachgewiesen. Zwischen 2001 und 2006 kam es leider sehr wohl zu einem massiven Anstieg der schweren Gewalt, es wurde nämlich ein 60-prozentiger Anstieg der Aufnahmen von Opfern schwerer und schwerster Gewalt auf die Notfallstation registriert (Exadaktylos, Häuselmann & Zimmermann 2007). Die Anzahl der Gesichts- und Schädelverletzungen stieg von 11 Prozent im Jahr 2001 auf 17 Prozent 2006. Zählt man das erste Halbjahr 2007 dazu, waren es sogar 22 Prozent! Man muss somit leider sehr

wohl von einem massiven Anstieg der Gewalt in der Schweiz ausgehen und der lässt sich keineswegs bloss auf einen Anstieg der Anzeigen reduzieren. Weitere Studien zu den Notfallaufnahmen in anderen Kantonen (Basel-Stadt, Waadt) sind bereits im Auftrag und kommen zu ähnlichen Ergebnissen.

So wurden in den letzten Jahren die Hypothesen der soziologischen Kriminologie vielfach widerlegt, aber es wird wohl noch einige Zeit dauern, bis das veraltete wissenschaftliche Paradigma und die dadurch entstandenen Dogmen endgültig verschwinden, um den neuropsychologischen Ansätzen Platz zu machen. ▲

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Multivariat heisst, dass viele verschiedenen Risikofaktoren zusammen analysiert werden, so dass man bestimmen kann, welche Einflüsse primär als Ursachen in Frage kommen und welche bloss sekundäre Begleiterscheinungen der primär verantwortlichen Einflüssen sind (sog. confounding co-variables).

<sup>2</sup> Siehe Homepage [www.wpic.pitt.edu/research/famhist/pys.htm](http://www.wpic.pitt.edu/research/famhist/pys.htm)

<sup>3</sup> Zentrum für Gewaltfreie Kommunikation: [www.cnvc.org/de](http://www.cnvc.org/de)

<sup>4</sup> American Community Corrections Institute [www.accilifeskills.com/introduction.php](http://www.accilifeskills.com/introduction.php)

<sup>5</sup> z. B. Informationsserver zur Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS) [www.adhs.ch/adhs/schule/101.htm](http://www.adhs.ch/adhs/schule/101.htm)

## Literatur

- Baade, F.-W., Borck, J., Koebe, S., & Zumvenne, G. (1984). Theorien und Methoden der Verhaltenstherapie. Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie Tübingen.
- Beck, A. (1999). *Prisoners of Hate: The Cognitive Basis of Anger, Hostility, and Violence*. New York: Harpercollins Publishers, Inc.
- Bremner, J., Randall, P., Scott, T., Bronen, R., Seibyl, J., Southwick, S., Delaney, R., McCarthy, G., Charney, D., & Innis, R. (1995). «MRI-based measurement of hippocampal volume in patients with combat-related posttraumatic stress disorder.» *American Journal of Psychiatry*, 152, 973–81.
- Catalano, R., Arthur, M., Hawkins, D., Berglund, L. & Olson, J. (1998). «Comprehensive Community- and School-Based Interventions to Prevent Antisocial Behavior.» In R. Loeber, D. Farrington (Eds.). *Serious and Violent Juvenile Offenders: Risk Factors and Successful Interventions*. Thousand Oaks, CA: Sage Publications, Inc.: S. 248–283
- Cohn, H. (1886). «Ueber die Nothwendigkeit der Einführung von Schulärzten». *Medical Microbiology and Immunology*, Verlag Springer Berlin / Heidelberg
- Ditzen, B., Schär, M., Gabriel, B., Bodenmann, G., Ehlert, U. & Heinrichs, M. (2008). Intranasal Oxytocin Increases Positive Communication and Reduces Cortisol Levels during Couple Conflict. *Biological Psychiatry*.
- Ditzen, B; Schmidt, S; Strauss, B; Nater, U M; Ehlert, U; Heinrichs, M (2008). Adult attachment and social support interact to reduce psychological but not cortisol responses to stress. *Journal of Psychosomatic Research*, 64(5): 479–486.
- Dornes, M. (1997). *Die frühe Kindheit*. Fischer, Frankfurt a.M.
- Exadaktylos A.K., Häuselmann S. & Zimmermann H. (2007). Are times getting tougher? A six-year survey of urban violence-related injuries in a Swiss university hospital. *Swiss Medical Weekly*, (37), 525–530.
- Forel-Klinik (2009). Geschichte. [www.forel-klinik.ch/geschichte.html](http://www.forel-klinik.ch/geschichte.html) (online am 2. Jan. 2009)
- Glueck, S. & Glueck, E. (1950). *Unraveling Juvenile Delinquency*. New York: The Commonwealth Fund. Oxford University Press.
- Gottfredson, M. & Hirschi, T. (1990). *A General Theory of Crime*. Stanford University Press, Stanford Cal.
- Haas, H. (2009). Verlaufsanalysen von häuslicher Gewalt. In: C. Kren (Ed). *Lebensform Familie – Realität und Rechtsordnung*. Sammelband der Tagung der Österreichischen Richter/innen und StaatsanwältInnen. Wien: Neuer Wissenschaftlicher Verlag.
- Haas, H. (2008, 7. Juli). Evaluation der spezialpräventiven Effekte

- der Strafverfolgung mit Hilfe der neuen Kriminalstatistik. Jusletter. Online: [www.weblaw.ch/de/content\\_edition/jusletter/jusletter.asp?JusletterNr=477](http://www.weblaw.ch/de/content_edition/jusletter/jusletter.asp?JusletterNr=477)
- Haas, H., Farrington, D., Killias, M., & Sattar, G. (2004). The impact of different family configurations on delinquency: a detailed examination. *British Journal of Criminology*, 44: 1–13. Online reference: <http://bjc.oxfordjournals.org/cgi/content/short/azh023v1>
- Haas, H. (2004). First Responder's Assessment of Dangerousness (FRAD). – Gefährlichkeitsabklärung in der Notfallsituation In (Eds.): C. Kranich, F. Greber & H. Strub. Häusliche Gewalt und ausländische Mitbürgerinnen und Mitbürger in der Schweiz. AGAVA, Reader zum 3. Schweizer Kongress gegen Gewalt und Missbrauch. Online reference: [http://www.agava.ch/content/e57/e209/index\\_ger.html](http://www.agava.ch/content/e57/e209/index_ger.html)
- Haas, H. (2004). Ergebnisse aus der Dunkelfeldforschung über sexuelle Belästigung und Missbrauch. In (Eds.): C. Kranich, I. Hülsmann, F. Greber & H. Strub. Ausnützung von Abhängigkeitsverhältnissen. (Engl. Exploitation of Professional Relationships.) L'exploitation des dépendances Professionnelles. AGAVA, Reader zum 2. Schweizer Kongress gegen Gewalt und Missbrauch.
- Haas, H. (2003). Psychologie de la déposition, victimologie et techniques d'entretien. Recherches juridiques lausannoises, Edition Schulthess. ISBN 3 7255 4581 2.
- Haas, H. & Killias, M. (2003). The Versatility vs. Specialization Debate: Different Theories of Crime in the Light of a Swiss Birth Cohort. In: Chester Britt & Michael Gottfredson (2003): Control Theories of Crime and Delinquency (Advances in Criminological Theory, Vol. 12), New Brunswick: Transaction Publ. Online reference: [www.findarticles.com/p/articles/mi\\_m2248/is\\_158\\_40/ai\\_n14815107](http://www.findarticles.com/p/articles/mi_m2248/is_158_40/ai_n14815107)
- Haas, H. (2001). Agressions et victimisation: une enquête sur les délinquants violents et sexuels non détectés. Sauerländer Verlag Aarau. ISBN 3-7941-4915-7.
- Haas, H. (1996). Gewalt, Geschlecht und Kultur – Ein Beitrag zur Ethnopsychoanalyse von Kriminalität. Psychoanalytische Blätter 4 Geschlecht und Gewalt. Vandenhoeck & Ruprecht: 29–54.
- Haas, H. (1995). Ausgebrannte Adoleszenz: Das Negativ bürgerlichen Lebens in der Moderne. Ethnopsychoanalyse 4: Arbeit, Alltag, Feste, Bandes & Apsel: 184–204.
- Karp, H. (2003). The Happiest Baby on the Block: The New Way to Calm Crying and Help Your Newborn Baby Sleep Longer. Bantam Dell, New York.
- Karp, H. (2005). The Happiest Toddler on the Block: The New Way to Stop the Daily Battle of Wills and Raise a Secure and Well-Behaved One- to Four-Year-Old. Bantam Dell, New York.
- Kuhn, T. S. (1996). The Structure of Scientific Revolutions. 3rd edition, Chicago, IL: University of Chicago Press. (Original work published 1962)
- Loeber, R., Lacourse, E., & D. L. Homish (2005). Homicide, violence and developmental trajectories. In R. E. Tremblay, W. W. Hartup, & J. Archer (Eds.), Developmental Origins of Aggression (pp. 202–220). New York: Guilford.
- Loeber, R., & Stouthamer-Loeber, M. (1998). Development of juvenile aggression and violence. Some common misconceptions and controversies. *American Psychologist*, 53(2), 242–259.
- Kerner, H. J. (2005). The Complex Dynamics of the Onset, the Development and the Termination of a Criminal Career: Lessons on Repeat Offenders Drawn from Recent Longitudinal Studies in Criminology. In: Robert J. Sampson and John H. Laub (Special Editors): Developmental Criminology and its Discontents: Trajectories of Crime from Childhood to Old Age. The Annals of the American Academy of Political and Social Science, Vol. 602, November 2005: 259–279.
- Portmann, A. (1957). Zur Gehirnentwicklung der Säuger und des Menschen in der Postembryonalzeit. *Bull. Schweiz. Akad. medizin. Wissensch.* 13: 489–497.
- Portmann, A. (1962). Cerebralisation und Ontogenese. *Medizinische Grundlagenforschung* 4: 1–62.
- Raine, A., Mellingen, K., Liu, J., Venables, P.H., & Mednick, S.A. (2003). Effects of environmental enrichment at 3-5 years on schizotypal personality and antisocial behavior at ages 17 and 23 years. *American Journal of Psychiatry*, 160: 1627–1635. Online: [www.rcf.usc.edu/~raine/publications.htm](http://www.rcf.usc.edu/~raine/publications.htm)
- Robins, L. N. (1966). Deviant Children Grown up: a Sociological and Psychiatric Study of Sociopathic Personality. Williams and Wilkins, Baltimore.
- Robins, L. N. (1970). «Follow-up studies of childhood conduct disorder». In *Psychiatric Epidemiology*. (eds Hare & Wing) .
- Rosenberg, M. (2007). Gewaltfreie Kommunikation: Aufrichtig und einfühlsam miteinander sprechen. Paderborn, 7. überarb. und erw. Auflage
- Rosenberg, M. (2007). Erziehung, die das Leben bereichert. Gewaltfreie Kommunikation im Schulalltag. Paderborn: Junfermann, 3. Auflage.
- Rosenberg, M. (2007). Kinder einfühlsam ins Leben begleiten. Paderborn: Junfermann, 2. Auflage.
- Rothschild, B. (2000). The Body Remembers: The Psychophysiology of Trauma and Trauma Treatment. Norton & Co, Inc. New York.
- Rüegg, J. C. (2001). Psychosomatik, Psychotherapie und Gehirn. Neuronale Plastizität als Grundlage einer biopsychosozialen Medizin. Schattauer, Stuttgart
- Scaer, R. (2001). The Body Bears the Burden: Trauma, Dissociation, and Disease. 2nd Edition. The Haworth Medical Press Inc. Binghampton NJ.
- Sondheimer, G. War August Forel ein Rassist? [www.edimuster.ch/abstinenz/forelrassist.htm](http://www.edimuster.ch/abstinenz/forelrassist.htm)
- Spitz, R. (1965). Vom Säugling zum Kleinkind. Klett, Stuttgart.
- Stadt Zürich, Schul- und Sportdepartement (2009). Geschichte der Volksschule. [www.stadt-zuerich.ch/content/ssd/de/index/volksschule/schulkreise\\_kreisschulpflegen/alle\\_schulkreise/volksschulgeschichte.html](http://www.stadt-zuerich.ch/content/ssd/de/index/volksschule/schulkreise_kreisschulpflegen/alle_schulkreise/volksschulgeschichte.html) (online am 2. Jan. 2009)
- Steiner, S. (2004). Häusliche Gewalt. Erscheinungsformen, Ausmass und polizeiliche Bewältigungsstrategien in der Stadt Zürich. Zürich: Rüegger.
- Tremblay, R. (2000). L'origine de la violence chez les jeunes. ISUMA.
- Tremblay, R., Nagin, D., Séguin, Zoccolillo, M. Zelazo, P., Boivin, M., Pérusse, D. & Japel, C. (2004). «Physical Aggression During Early Childhood: Trajectories and Predictors.» *Pediatrics* 114: 43–50.
- Tremblay, R. (2006). Prevention of youth violence: Why not start at the beginning? *Journal of Abnormal Child Psychology* 34: 481–487.
- Tress, W. (1986). Das Rätsel der seelischen Gesundheit. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen
- Séguin, J., Nagin, D., Assaad, M. & Tremblay, R. (2004). «Cognitive-neuropsychological function in chronic physical aggression and hyperactivity.» *Journal of Abnormal Psychology*, 113: 603–613.
- Wolfgang M., Figlio R., Sellin Th. (1972). Delinquency in a Birth Cohort. The University of Chicago Press, Studies in Crime and Justice, Chicago